

„Making-of“ – zweiter Anlauf

Kurt Greussing

Nach knapp zwei Jahren präsentiert sich die im Juni 2013 eröffnete Kernaussstellung des vorarlberg museums komplett neu gewandelt. Bisher war vor dem Besucher eine schwer überschaubare Fülle von Texten, Flachware und Gegenständen auf liegeähnlichen Gestellen ausgebreitet gewesen, was an ein Labor erinnern sollte, doch ebenso gut mit einem Feldlazarett assoziiert werden konnte. Das wollte auf den vorläufigen und experimentellen Charakter von erzählter und erforschter Geschichte verweisen und die Vorarlberger Landesgeschichte als einen Prozess immer wieder neuer und auch heute vor sich gehender Findung und Erfindung darstellen: eine Botschaft, deren Umsetzung in Form einer Ausstellung mehr Verwirrung stiftete als Einsicht.

Seit Anfang Oktober hingegen wirkt diese Ausstellung adrett und proper: Eine höchst konventionelle Gestaltung mittels Vitrinen und Stellwänden macht den Eindruck soliden Handwerks, und das Angebot an Objekten ist gefühlt um die Hälfte reduziert worden. Auch die Verantwortungen haben sich geändert: Während im ersten Anlauf Markus Barnay die Projektleitung gehabt hatte, mit dem Philosophen und Künstler Hubert Matt, dem Historiker Peter Melichar und dem Schweizer Ausstellungsgestalter Beat Gugger als Kuratoren, wurde das neue Projekt zur Chefsache gemacht: Der Direktor des Hauses selbst, Andreas Rudigier, zeichnet nun mit seiner Kollegin Theresia Anwander für die Projektleitung verantwortlich, Markus Barnay und Beat Gugger waren die Kuratoren, und die in der Schweiz tätige Barbara Maggio sorgte als Szenografin und Gestalterin für ein wenig spektakuläres, dafür jedoch angenehm aufgeräumt wirkendes Ambiente.

Inszenierte Kritik

Also sonst keine Überraschungen? Doch, die erste gleich beim Eingang. Dort wurde eine Sektion eingerichtet, in der die Besucherinnen und Besucher laut Wandtext erfahren können, wie sich die Ausstellung als angeblich experimentelles „work in progress“ bisher verändert und welche Urteile des Publikums



„Vorarlberg – ein Making-of, die zweite: Inszenierung der Publikumsreaktionen

sie ausgelöst hat. Damit allerdings beginnt die neue Ausstellung mit einer hübsch gestalteten Mogelpackung. Denn die Veränderungen und die Gründe hierfür werden keineswegs deutlich gemacht – weder sind die beseitigten Themenstationen und Kunstinterventionen noch die zahlreichen an die Leihgeber und in den Fundus zurückexpedierten Objekte dokumentiert. Und bei der Kurzdarstellung von Besucherreaktionen, die auf zwei Dutzend aufgeschichtete Quadern notiert sind, werden Denküßungen geboten wie: „Was habe ich Sinnvolles gelernt? Nichts“, „Sie haben es hier richtig toll dekoriert und so“, „Die Mischung von Alt und Neu/Gegenwartsgeschichte finde ich genial“, „Alles Müll!“, „Wunderbar erfrischende Version eines Landesmuseums“, „beschenkt und beeindruckt; habe im vierten Stock viel über mich erfahren“, „Wo sind die Käsknöpfe?“ oder „Ihr habt alles gut sortiert“.

Ein derartiges Entrée zur Ausstellung erweist den bisher Verantwortlichen einen Bärendienst: Es stellt deren Arbeit als etwas dar, was bislang lediglich eher kindische, jedenfalls keine ernstzunehmenden Reaktionen hervorrief. Und das ist, leider, nicht einmal falsch.

Denn seit der Eröffnung der Ausstellung, die das inhaltliche Kernstück des neuen 35-Millionen-Hauses ist, gab es, mit zwei Ausnahmen, keine kulturjournalistische Beurteilung in Vorarlberger Medien und keinerlei Fachkritik. Historische Vereine, MitarbeiterInnen diverser Archive, historisch Forschende und Publizierende inner- und außerhalb Vorarlbergs – alle schwiegen. Und das angesichts der Tatsache, dass mit dieser Vorarlberg-Ausstellung, ausweislich der Gesamtzahl der Besucher des neuen Museums, die größte und publikumswirksamste Geschichtsmaschine des Landes in Gang gesetzt worden war.

Alles im Ruhestand

Auffällig beim Ausbleiben einer Diskussion ist also nicht nur, dass sich bisher kein einziger Historiker, und auch keine Historikerin, in diesem Land zur Vorarlberg-Ausstellung des Museums öffentlich mit einer – sei's positiven, sei's negativen, sei's sonstwie urteilenden – Fachkritik zu Wort gemeldet hat. Noch mehr erstaunt, dass vor allem die Malin-Gesellschaft in eine Art Schweigegarre verfallen ist. Denn während Mitglieder der Gesellschaft in der Phase der Auseinandersetzung um die Ausstellungsplanung bis zum Abgang des damaligen Direktors Tobias Natter im Jahr 2011 und dem Amtsantritt seines Nachfolgers Andreas Rudigier äußerst aktiv gewesen waren – unter anderem mit einem halben Dutzend kritischer Texte von Markus Barnay, Werner Bundschuh und dem Verfasser dieses Bei-

trags in der „KULTUR“ (nachzulesen auf www.malingesellschaft.at) –, herrschte nach der Eröffnung der Vorarlberg-Ausstellung völlige Ruhe. Publizierende Mitglieder der Malin-Gesellschaft (inklusive des hier schreibenden) äußerten sich nicht einmal zur musealen Präsentation ihrer unmittelbaren Interessengebiete. Selbst zur Frage, ob Austrofaschismus und Nationalsozialismus im neuen Museum angemessen dargestellt würden – vom Obmann der Gesellschaft 2008 immerhin zum „Lackmustest“ für das neue Museum erklärt –, war aus dem Testlabor bislang keine Stimme zu vernehmen. Dabei wären doch die Themen Austrofaschismus und Nationalsozialismus erklärtermaßen das zentrale Anliegen dieses Geschichtsvereins.

Auch die von Ekkehard Muther und anderen im März 2009 angestoßene Vorarlberger Museumsinitiative, sozusagen eine temporäre Schwester der Malin-Gesellschaft zwecks Durchführung öffentlicher Veranstaltungen zu Museumspolitik und -gestaltung, hat mit der Eröffnung des neuen Hauses am Kornmarkt sang- und klanglos ihren Geist aufgegeben.

Dass sich der pointierte Natter-Kritiker Markus Barnay nicht mehr zur neuen Ausstellung äußerte, war verständlich: Denn er war ja von Andreas Rudigier zu deren Projektleiter und wissenschaftlichem Begleiter bestellt worden.

Doch warum hat es fast allen anderen die Stimme verschlagen? Persönliche Nähe? Konfliktscheu? Ratlosigkeit? Desinteresse? Oder schlichte Lethargie?

Fest steht nur eines: Dieses Schweigen ist ein höchst betrüblicher Zustand angesichts der Rolle, die das Museum spielt, und ein höchst eigenartiger dazu angesichts der Energie, die zuvor in die Debatte um die Zukunft des Museums investiert worden war.

Vorarlberger Kulturjournalismus – ein Stilleben

Doch wenn schon die Wissenschaft schweigt – was gab es dann wenigstens in der nicht-fachlichen Öffentlichkeit an Reaktionen? – Gezählte zwei.

Bald nach der Eröffnung konstatierte Jutta Berger im „Standard“ (online 25.07.2013) kurz und trocken, die „Making-of“-Ausstellung sei ein „Sammelsurium“. „Finden Sie das gelungen?“, fragte sie den neuen Museumsdirektor Andreas Rudigier. Nein, gelungen fand der es nicht, doch immerhin ganz gut, aus der Not heraus:

„Von gelungen kann man noch nicht sprechen, weil es noch nicht fertig ist. Es ist am Gelingen. Sammelsurium ist letztlich ein guter Begriff. Die Ausstellung ist laborartig. Schon in der Entstehung begann eine Diskussion, die fast den Eröffnungstermin gekippt hätte. Das, was wir nachher machen wollten, den Wechsel der Objekte und Themen, hatten wir schon in den Tagen vor der Eröffnung. Ich habe dann gesagt: ‚Jetzt lasst das einmal stehen und lasst die Diskussion zu.‘ Es wäre fatal, alles perfekt machen zu wollen.“

Also war klar: Das „Making-of“ war selbst erst einmal noch „in the making“. Die Frage, wann diese offensichtliche Chaos-Übung denn nun doch fertig werden sollte, wurde weder gestellt noch beantwortet. Auch was die „Zulassung der Diskussion“ für die weitere Gestaltung des Projekts bedeuten sollte, wurde nicht erörtert. Immerhin: Jutta Berger hatte aus ihrem Herzen keine Mördergrube gemacht und den Eindruck wiedergegeben, den eine interessierte und landesgeschichtlich nicht unbewanderte Besucherin von dieser Ausstellung haben konnte.

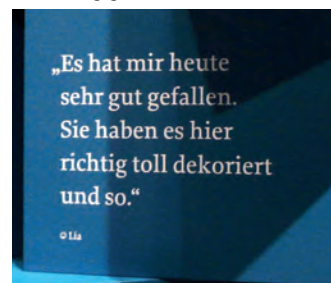
Als nächstes meldete sich Walter Fink zu Wort, im November 2013, nachdem er alle anderen Einzelausstellungen des Museums in seinen „VN“-Kommentaren behandelt hatte. Man komme in der Ausstellung ohne Führung nicht zurecht, es würden viele Fragen aufgeworfen, auf die es keine Antworten gebe. Fazit: Die Ausstellung müsse, „wenn man Verständlichkeit erreichen will, völlig neu gemacht werden“ („VN“, 23.11.2013).

Schließlich hätte man noch von den Kulturredakteurinnen der beiden Tageszeitungen aus dem Hause Russ Wesentliches erwartet – zumindest von der einen, die dem Ex-Direktor Natter wegen dessen Konzepts des „VLM neu“ unermüdlich Rosen gestreut und es als Entwurf eines „Jahrhundertprojekts“ gepriesen hatte („VN“, 30.11.2010). Doch nichts geschah. Lediglich als im Oktober 2013 der Streit zwischen Ex-Direktor Natter und Neu-Direktor Rudigier um die Urheberschaft der „Buchstäblich Vorarlberg“-Ausstellung durch einen gerichtlichen Vergleich beigelegt wurde, ließ Christa Dietrich in den „VN“ vom 16.10.2013 ebenso dunkel-dräuend wie stilistisch eigenwillig vernehmen: „Über die inhaltliche Gestaltung wird es noch zu sprechen geben.“

Leider hat sie ihre Ankündigung bis dato nicht wahrgemacht, sondern stattdessen ihre Leser aufgefordert, via „VN“ das Museum mit bewahrenswerten, aber derzeit nicht weiter benötigten Altartefakten aus Haus & Garten zu versorgen („VN“, 21.06.2014). Vielleicht entsteht ja daraus, unter der Patronanz der „VN“, eines Tages ebenfalls eine Ausstellung. Direktor Rudigier jedenfalls zeigte sich laut „VN“ geneigt, „mit besonderen oder überraschenden Beispielen zeitnah eine öffentliche Präsentation zu gestalten“. Denkbare Titel: „Vorarlberger Nachrichten (von gestern)“.

Doch nicht nur Christa Dietrich hat uns enttäuscht. Auch die Kulturredaktion des ORF-Vorarlberg hat komplett ausgelassen. Wo man sich sonst gerne, häufig, konfliktbereit und ernsthaft mit historischen Themen beschäftigt – vom Umgang mit der Zwangsarbeit bei den Illwerken bis zur Aufarbeitung der Euthanasie im Bregenzerwald –, da war plötzlich gar nichts: keine Rezension der Vorarlberg-Ausstellung, keine Diskussion zwischen Fachleuten, keine Befragung von Besuchern.

Möglicherweise hatte dieses Schweigen auch damit zu tun, dass man den Kulturredakteurinnen der beiden Vorarlberger Tageszeitungen keine Munition liefern wollte, zu deren Herstellung diese selbst offenbar nicht in der Lage waren. Denn für die wäre es eine heiße Geschichte gewesen, wenn Direktor Rudigier, jedenfalls nach seiner verunglückten Inanspruchnahme des Urheberrechts der „Buchstäblich Vorarlberg“-Ausstellung, den Hut genommen hätte. Doch wenngleich solche Rück- und Vorsicht ein bedenkenswertes Motiv sein mag, eine Dauerlösung für seriösen Journalismus ist sie nicht. Und dies umso weniger, als nun der allgemeine Erfolg des Museums unter Direktor Rudigier die Sorge, fachliche Kritik würde medial für fachfremde Personalquerelen in Anspruch genommen, praktisch hinfällig gemacht hat.



Der zweite Anlauf des Museums zur Gestaltung der Vorarlberg-Ausstellung ist also ein guter Anlass für die Aufnahme einer bisher unterbliebenen Debatte. Sie wird in den kommenden beiden Nummern der KULTUR fortgesetzt. ■

Staat und Wirtschaft – menschenleer?

Kurt Greussing

Die Verantwortlichen für die Kernaussstellung des vorarlberg museums haben keinen geringen Anspruch: Sie versuchen die Vorarlberger Landesgeschichte „nicht als durchgehend inszenierte Präsentation mit einem unveränderbaren Narrativ darzustellen, sondern als eine Art Geschichtslabor mit variablen Inhalten, das Anstöße zu Debatten und Auseinandersetzungen über Geschichte und Gegenwart einer Region gibt“. Und sie wollen den Vorarlberginnen und Vorarlbergern helfen zu „verstehen, wer wir sind“. Mit „wir“ meinen die Ausstellungsmacher wahrscheinlich nicht sich, sondern die Besucher, denen auf diese Weise zu einem vertieften – oder gar neuen? – Selbst-Verständnis verholfen werden soll.

Die seit Oktober neu gestaltete und inhaltlich gestraffte Schau gliedert sich, wie früher auch, in vier große Bereiche unter den Titeln: „Wer bestimmt über mich?“, „Was mache ich hier?“, „Wer bin ich?“ und „Gehöre ich dazu?“. Wer befürchtet, in ein Propädeutikum zur Existenzphilosophie geraten zu sein, muss keine Sorge haben: Es geht – der Reihe nach – um die Geschichte der staatlichen Herrschaft in Vorarlberg, um die Entwicklung der Industrie seit dem 19. Jahrhundert, um die Konstruktion von Selbst- und Fremdbildern sowie schließlich um Fragen gesellschaftlicher und politischer Teilhabe, also um Macht und Ausgrenzung.

Offensichtlich ist die Ausstellung weiterhin als *work in progress* gedacht. Denn, so wird am Anfang auf einer Stelltafel erklärt, Forschungen brächten neue Erkenntnisse und aktuelle Ereignisse würden den Blick auf die Vergangenheit verändern. Deshalb verändere sich auch die Ausstellung und mache diese Veränderungen sogar sichtbar.

Was wie das Konzept eines dauerhaften Beschäftigungsprojekts wirkt, ist für interessierte Besucher eher eine Zumutung: Sie müssten, um sich von den Fortschritten der historischen Wissenschaft in Vorarlberg sowie den Auswirkungen aktueller Ereignisse auf das Geschichtsbild (der Kuratoren) zu überzeugen, alle naslang ins Museum kommen



„Fußbach“ muss natürlich als Symbol für die Herrschaft der Wiener Zentralisten erhalten

und sich auf die Suche nach allfälligen Veränderungen machen. Ein anderes Medium der Mitteilungen solchen Wandels – etwa eine Internetseite zur aktuellen Dokumentation der Ausstellungsinhalte, etwa der Raum- und Objektgruppentexte – gibt es nämlich nicht. Und von einer Sichtbarmachung solcher Änderungen war jedenfalls bisher nichts zu sehen. Die wurden von dem oder den Verantwortlichen ab und zu stillschweigend vorgenommen, sodass der Fortschritt dieses *work in progress* nur von wenigen Eingeweihten zu erkennen war.

Herrschaft ohne Untertanen?

Teil eins der Ausstellung fragt also eingangs: „Wer bestimmt über mich?“ – im englischen Text ungenau, aber zugespitzt übersetzt mit: „Who decides my fate?“ Es folgt eine Reihe von Vitrinen mit einer Darstellung der Kleinherrschaften auf dem Gebiet des heutigen Vorarlberg, der von drei Bistümern (Konstanz, Augsburg und Chur, später Brixen) ausgehenden kirchlichen Herrschaft, der schrittweisen Aneignungspolitik der Habsburger von 1363 (Feste Neuburg) bis 1830 (Lustenau), der bayerischen Herrschaft 1805–1814, die das Land unter eine einheitliche Verwaltung brachte, der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg mit den Bestrebungen eines Anschlusses an die Schweiz beziehungsweise an Deutschland, des „Dritten Reichs“, der Nachkriegszeit samt französischer Besetzung und der schließlich der EU beitretenden Zweiten Republik. „Wie sehr aber veränderte sich mit den Identitätspapieren auch das persönliche Empfinden der Besitzer hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit?“, fragen die Ausstellungsmacher bei einer Vitrine mit Reisedokumenten – und geben auf diese durchaus interessante Frage keine Antwort. Vielleicht, weil man es halt nicht weiß.

Es ist erstaunlich, dass in dieser Sektion der Ausstellung eine Geschichte der staatlichen Herrschaft auf dem Gebiet des heutigen Vorarlberg gezeichnet wird, ohne dass das Schicksal derer vorkommt, die man ja einleitend fragen lässt: „Wer bestimmt über mich?“ Was bedeutete die sich ändernde staatliche Herrschaft jeweils für die Untertanen? Für Bauernfamilien, für Handwerkerhaushalte, für Stadt- und Landarme? Welche Freiheiten verloren oder gewannen sie, welche materiellen und finanziellen Bürden wurden ihnen aufgelastet oder abgenommen? Zogen einen die neuen Herrscher bei Bedarf zum Militär ein oder konnte man sich (wenn man wohlhabend genug war) freikaufen? Waren die Bischöfe in Konstanz, Chur und Augsburg wirklich so fern,

wie die Ausstellung suggeriert, oder durch Visitationen von Klöstern und Pfarren doch auch immer wieder ganz nah? – Davon erfährt man in dieser Sektion gar nichts. Und auch nichts von der Herrschaft, die im Innern der Gesellschaft ausgeübt wurde und die sich jeweils in eigener Form mit der staatlichen Herrschaft verband (oder sich bei einer Beeinträchtigung ihrer Interessen gegen den Staat auflehnte): Landammänner, städtische Patrizier, große Grundbesitzer, Geldverleiher, Fabrikherren, in neuerer Zeit Medienkapitalisten und mächtige Politiker. Diese interne, also ur-vorarlbergische Herrschaft kommt bei der Frage „Wer bestimmt über mich?“ gar nicht vor – wie weiland bei Benedikt Bilgeri.



Auf diese Weise gerät die Industrialisierung optisch zum Ereignis im Schrebergarten

Fußach, es war nicht zu vermeiden, muss natürlich als Symbol für die Herrschaft der Wiener Zentralisten erhalten, unter der sinnigen Vitrinen-Aufschrift: „Wer bestimmt über mich? Die in Wien – oder gibt's auch Besseres?“ Ja, es gibt noch Besseres: „Vorarlberg wehrt sich“ – unter diesem Titel soll sich der Besucher einen Film zu Fußach 1964 zu Gemüte führen. Hier hätten die Ausstellungsmacher nun wirklich einmal die Gelegenheit gehabt, unterschiedliche Perspektiven zur Diskussion zu stellen: jene in Gerhard Wanners neuem Fußach-Buch (2015) etwa, das diese Affäre der Jahre 1964/65 als kurzen antiautoritären Aufruhr ganz vorwiegend junger Männer unter der Anleitung der Chefredaktion der „Vorarlberger Nachrichten“ darstellt, versus jene der heutigen „VN“, denen „Fußach“ die Geburtsstunde des föderalistischen Sehns in Österreich bedeutet (siehe KULTUR Nr. 10, Dez./Jan. 2014). Stattdessen haben es die Gestalter der Ausstellung vorgezogen, Vorarlberg zu einer – im Wortsinn völkischen – Seins- und Sinneinheit zu machen, die sich wieder einmal herzhafte „wehrt“. Ob solche Wehrhaftigkeit damals nicht nur dem Land, sondern auch dessen Menschen innewohnte, bleibt freilich zu bezweifeln.

Industrie im Biedermeier

Ähnlich menschenleer wie die Sektion „Wer bestimmt über mich“ wirkt die folgende unter dem Motto „Was mache ich hier?“ – sowieso eine Grundsatzfrage, derer sich ein aufmerksamer Besucher immer wieder vergewissern sollte. Es geht hier um die Entwicklung von Industrie und Handwerk und um den Wandel des früheren Agrarlandes Vorarlberg. Da in der Ausstellung kein Platz für Großobjekte ist – etwa industrielle Webstühle oder Landwirtschaftsmaschinen –, musste man sich mit kleinerem Gerät begnügen: Butterstampfer, Holzschüssel, Sichel, Flachsheckel, Stickstock oder Rasenmäher. Eine Nähmaschinen-große Fädelmaschine dient als Leitobjekt dieser Sektion, platziert vor zwei Biedermeierbildern von Vorarlberger Fabriksgebäuden.

Auf diese Weise gerät die Industrialisierung optisch zum Ereignis im Schrebergarten. Das gewalttätig Neue der großen Fabriks- und vor allem der Verkehrsbauten, auch die da-

mit verbundenen neuen Arbeitsbedingungen werden nicht anschaulich gemacht. Das gilt ebenso für jenen Teil dieser Sektion, der Vorarlbergs heimliche Exportweltmeister (Alpla, Mevo) vorstellt. Auch hier: Arbeitsleben – Fehlanzeige.

Dieses Problem tritt deswegen auf, weil die Ausstellung auf die Nutzung sozial- und politdokumentarischer Fotografie als Mittel der inszenierenden Gestaltung konsequent verzichtet. Das ist unverständlich. Nur so hätte man, angesichts inzwischen relativ reicher Fotobestände, die tatsächliche Dimension der Industrialisierung und des industriellen Arbeitslebens, übrigens auch die Beschwerden der landwirtschaftlichen Arbeit bis in die jüngste Zeit, sichtbar machen können. Solche Bilder hätte man mit den Objekten gestalterisch integrieren können. Statt-

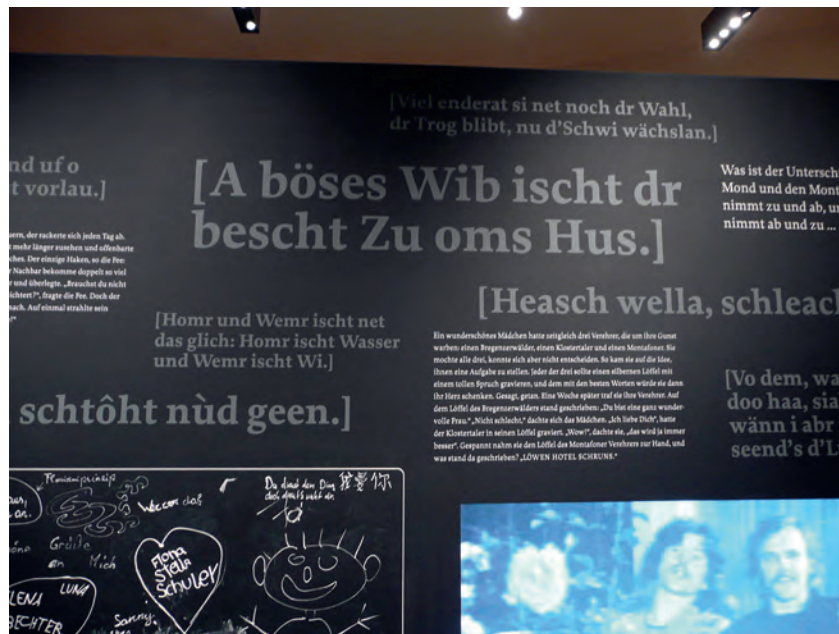
dessen gibt es nur eine automatische Diaschau, die ein paar Dutzend historische Fotos von der Arbeit auf Großbaustellen und in Fabriken im Achtsekundentakt vorbeiziehen lässt – kein vertiefender Blick auf Gesichter und Hände, auf Werkzeuge und Maschinen, auf das Arrangement der Arbeitenden durch den Fotografen ist da möglich. Weg und vorbei.

Der wundersame Henkelmann

Von diesen beiden Sektionen kann man wenig mit nach Hause nehmen – die Raum- und Objekttexte mit den Sachinformationen gibt es nicht einmal als gedruckte Info-Blätter, im Internet sind sie auch nicht aufzufinden, und einen Katalog zur Ausstellung sucht man im Jahre drei nach deren Eröffnung vergebens. Doch eine Erinnerung bleibt: die an den Henkelmann.

Neue Berufe, neue Formen der Mobilität und neue Lebensentwürfe habe die Industrialisierung hervorgebracht, heißt es in einem Vitrinen-Text zum Strukturwandel durch die Industrie. „Der Saisonwanderer wurde zum Pendler, der mittags in der Fabrik die im Henkelmann von zu Hause mitgebrachten Speisen aß“, dichten die Autoren vollmundig, wenn auch historisch unzusammenhängend. Der hier beschriebene Henkelmann steht glänzend und ohne Schramme vor dem Besucher. Eine Fabrik hat er von Innen noch nie gesehen. Es handelt sich um ein hierzulande als „Eassg'schirr“ oder „Kanta“ (Kanne) und im Bajuwarischen als „Reindl“ bezeichnetes milchkannenartiges Gefäß, dessen Deckel mit einem oder zwei Bügeln fixiert und das mit einem Henkel von dannen getragen werden kann. Frauen und Kinder haben damit ihren Familienangehörigen das Essen aufs Feld, auf die Baustelle oder in die Fabrik getragen. Mit einem vom Saisonwanderer zum Pendler mutierten Arbeiter hat das ganz und gar nichts zu tun. Und in Vorarlberg hieß und heißt dieses nützliche Gerät – anders als nördlich des Weißwurstäquators – nie und nimmer „Henkelmann“. Da würde es dem hungrigsten Arbeiter oder Bauern den Appetit verschlagen. ■

Der Vorarlberger - ein Witz?



Eine fußballtorgroße Textwand mit Witzen und Sprüchen kann das Nachzeichnen der „Erfindung des Vorarlbergers“ nicht ersetzen

Kurt Greussing

„Alemannisch oder rätisch, katholisch-konservativ oder liberal, kaisertreu oder demokratisch, heimatreu oder kosmopolitisch: Mannigfaltig, widersprüchlich und äußerst wandelbar sind die Zuschreibungen, die den Bewohnern Vorarlbergs seit 150 Jahren von Politikern, Wissenschaftlern, Schriftstellern und Journalisten zuteil werden. Zahlreich sind auch die Versuche, mithilfe von Denkmälern und öffentlichen Inszenierungen, durch Schul- und Heimatbücher sowie mit Beiträgen in Massenmedien Traditionen zu schaffen und Geschichtsbilder zu konstruieren.“

So stimmt der Raumtext zum dritten Teil der Kernaussstellung des Vorarlberg-Museums unter der Leitfrage „Wer bin ich?“ die Besucher ein. Das verspricht ein anspruchsvolles Programm - eine Revue der vielfältigen „Erfindung des Vorarlbergers“, wie sie Markus Barnay in seiner historisch hochinformativen wie bestens lesbaren, lange schon vergriffenen 500-Seiten-Studie von 1988 (Download unter www.malingesellschaft.at - Publikationen) vorgeführt hat.

Der Streit um „Vorarlberg“

Die Ausstellung möchte also zeigen, wie das Vorarlberger „Landesbewusstsein“ entstanden ist und wie es sich bis heute entwickelt hat. Das Land selbst hat selbstverständlich kein „Bewusstsein“. Es geht vielmehr um das Bewusstsein bzw. das Bild vom Land, das dessen Bewohner/innen haben. Das aber ist nicht etwas allen Menschen Gemeinsames, sondern es wird von unterschiedlichen Diskursgruppen entwickelt mit dem Ziel, es als Norm in der Gesellschaft durchzusetzen. Die fast immer dominante dieser Gruppen ist/war hierzulande in den vergangenen 150 Jahren die katholisch-konservativ bzw. christlichsoziale (die heutige ÖVP), mit ihren gut ausgebauten

Ressourcen in Form von Medien, Schulen, Kirchen, Kasinos und Vereinen und ihrer starken öffentlichen Präsenz durch Aufmärsche, Prozessionen und kirchliche Verkündigung. Die anderen Gruppen sind/waren die Liberalen, die spätestens um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert von den Völkischen und Deutschnationalen, den späteren Nationalsozialisten, abgelöst wurden, weiters die Sozialdemokraten, kurzfristig Anfang der 1930er Jahre und nach 1945 die kleine Kommunistische Partei, sodann ab den 1970ern die Links- und Grün-Alternativen - und nicht zu vergessen jene (wahrscheinlich nicht sehr kleine) Gruppe von Vorarlbergern, denen das alles, damals wie heute, schlicht gleichgültig war.

Es wird in der ganzen Ausstellung leider nirgendwo zusammenhängend deutlich, was die politischen Inhalte dieses „Landesbewusstseins“ je nach parteilicher Gruppierung waren, wie sie sich wandelten und welche Konflikte darüber ausgefochten wurden. Noch viel weniger aber wird deutlich, um welche kulturellen Differenzen der Streit ging - also um Fragen, die weniger die politischen Vorstellungen betrafen, sondern Sitte und Moral, „Anständig“ und „Unanständig“, „Zugehörig“ und „Fremd“, „Fromm“ und „Gottlos“ (für die heftigen Vorarlberger Antisemiten vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis in die Nazi-Zeit: „Jüdisch“). Kurzum: Es ging ums richtige Leben. Und um solche grundlegenden Lebensstil-Fragen wurde (und wird) in der Regel mindestens genau so erbittert gestritten wie um die Verteilung politischer Macht und materiellen Vermögens.

Lauter Märchenbücher?

„Geprägt von Mythen und Märchen“ steht groß auf jener Vitrine, in der das Thema Landesgeschichtsschreibung visuali-

siert wird. Doch über die konkreten Inhalte der verschiedenen Richtungen dieser Landesgeschichtsschreibung erfahren die Besucher gar nichts. Da liegen halt ein paar Bücher zur Vorarlberger Gesamtgeschichte aus: Joseph Bergmann, ein Exemplar der Zeitschrift „Alemannia“, fünf Bände Benedikt Bilgeri, die Heimatkunde von Artur Schwarz, Karl Heinz Burmeisters Geschichte Vorarlbergs, die „Erfindung des Vorarlbergers“ von Markus Barnay, die Festschrift Jelinek/Kleiner 1909, „Das Land Vorarlberg“ von Tiefenthaler/Welte, inzwischen wohl auch die „Geschichte Vorarlbergs“ in drei Bänden von Alois Niederstätter und Meinrad Pichler. Und nun? Welche Positionen vertreten denn diese einzelnen Autoren hinsichtlich der „Identität Vorarlbergs“ und der Frage „Wer bin ich?“ Wer ist Bilgeri? Wer Barnay? Was kann die Handelsschülerin aus Bludenz und der Lehrer aus Ravensburg mit diesem Bücher-Arrangement anfangen? – Nichts, außer sich über die Betriebsblindheit der Ausstellungsmacher wundern. Oder ist entsprechend der Vitrinenaufschrift sowieso alles, was hier ausgestellt ist, nur das Ergebnis einer Mythen- und Märchenproduktion?

Auch ein beige-stellter kleiner Zitatenkatalog hilft nur mäßig weiter: Er enthält zwar ein Dutzend Kurztexte zu unterschiedlichen Vorarlberg-Charakteristiken und Beschreibungen des „Vorarlbergers“, aber in der Buch-Vitrine finden sich die dazugehörigen Bücher gar nicht mehr – sie sind der Aufräumaktion im Zuge der Neugestaltung der Ausstellung zum Opfer gefallen.

Tages- und Wochenzeitungen, Schulbücher und Jungbürgerbücher kommen überhaupt nicht vor. Sie alle hätten, entsprechend aufbereitet und inszeniert, einen illustrativen Einblick in die Konstruktionen einer Vorarlberg-Identität geben können.

Bedauerlicherweise ist also von den im Raumtext angekündigten „Zuschreibungen, die den Bewohnern Vorarlbergs seit 150 Jahren von Politikern, Wissenschaftlern, Schriftstellern und Journalisten zuteil werden“, ebenso wenig zu sehen wie von den Versuchen, „durch Schul- und Heimatbücher sowie mit Beiträgen in Massenmedien Traditionen zu schaffen und Geschichtsbilder zu konstruieren“.

Rettung durch Archäologie?

Wenn schon die landesgeschichtliche Buchproduktion den Besuchern bei der Frage „Wer bin ich?“ nicht weiterhilft, dann gibt uns vielleicht die Vitrine „... und von wem stamme ich ab?“ eine Auskunft zum Gewese um das Wesen des Vorarlbergers. Zu sehen sind einige archäologische Funde aus Vorarlberg – spätbronzezeitliche, keltische, römische.

„Sollte damit ein idealisiertes antikes Gegenbild zur klerikalen, antiliberalen Welt von damals begründet werden?“, fragen die Ausstellungsmacher. – Nein, sollte es nicht. Brigitte Truschneggs eingehende Untersuchung von 2001 über „Vorarlberg und die Römer. Geschichtsbewusstsein und Landesgeschichte im Wechselspiel (1800–1945)“ erbrachte dafür keinerlei Beleg. Die Spekulation, die liberalen Archäologen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts könnten ihre Arbeit als Feier der heidnischen Antike und damit als Gegenentwurf zur katholischen Enge des 19. Jahrhunderts verstanden haben, hat sich erledigt. Im Gegenteil: Die Römer galten diesen Liberalen keineswegs als Lichtgestalten. Der Antrieb zu solchem Wissensgewinn war schlicht bildungsbürgerliche Neugier und die Lust an

Entdeckungen.

Nachrichten vom Vorarlberger Humorgeschehen

Ihrer schwierigen Aufgabe, die Bildung von ideologischen Vorarlberg-Bildern nachzuzeichnen, entledigen sich die Ausstellungsmacher schließlich durch eine fußballtorgroße Textwand. Doch statt, wie am Anfang versprochen, die Erfindung des Vorarlbergers während der letzten 150 Jahre nachzuzeichnen, widmen sie das weitaus imposanteste Objekt einer insgesamt wenig imposanten Ausstellung einem Sujet, mit dem bislang noch keiner der Beteiligten berühmt geworden ist: dem Erzählen von Witzen. Bei diesen Witzen und Sprüchen stünden vermeintlich typische Charaktereigenschaften von Bewohnern einzelner Talschaften und Regionen im Mittelpunkt, verheißt eine klitzekleine Information. Wer diese Witze gemacht hat und wer heute noch darüber lacht, wird nicht verraten.

„A böses Wib ischt dr bescht Zu oms Hus“ (Ein böses Eheweib ist der beste Zaun ums Haus) steht quasi als Titelschlagzeile auf dieser Wand – ein Spruch so typisch für den Charakter von Vorarlberger Talbewohnern, dass das Tal hier wie in weiteren Fällen gar nicht eigens genannt wird. Auch der geknuppelte Spruch „Märzschnee und Wieborweh sand am Moargo niana me“ (Märzenschnee und Weiberweh sind am Morgen nirgends mehr – also verschwunden) kommt ohne Herkunftsnachweis aus, dürfte aber in seiner Bregenzerwälder Version vor Jahrzehnten von einem Dialektforscher aufgeschnappt worden sein.

In dieser Tonart geht es dahin. Spitzenleistungen des Vorarlberger Humorschaffens, wie jene vom Unterschied zwischen Mond und Montafoner (Der Mond nimmt zu und ab, der Montafoner ab und zu), beweisen die Unverwüstlichkeit des Wanderwitzes, der auf seiner Recycling-Reise zwischen Ostfriesland und dem Burgenland auch in Vorarlberg Station gemacht und dabei seinen meterlangen Bart in neue Form gebracht hat.

Ich finde, dass sich eine Spekulation über den möglichen Erfinder dieser Textwand durchaus lohnt, da angesichts eines solchen intellektuellen Höhepunkts der historischen Kernaussstellung des Landesmuseums sein Name der Nachwelt erhalten bleiben sollte. Oder sind alle vier Mitglieder des Ausstellungsteams – Theresia Anwander, Markus Barnay, Beat Gugger, Andreas Rudigier – für dieses wahrhaft einmalige Forschungsergebnis zur Mentalitätsgeschichte unseres Landes verantwortlich? Wohl kaum. Denn Theresia Anwander und Markus Barnay sind bisher nicht als Scherzkekse auffällig geworden. Beat Gugger wiederum ist Schweizer; er käme zwecks komparativer Witzforschung nur für das Genre „Berner Witz“ in Frage, das auf dieser Wand jedoch nicht zu finden ist.

Also bleibt nur einer, der sich mit dieser Leistung in die Annalen des traditionsreichen Hauses am Kornmarktplatz eingeschrieben hat: Direktor Andreas Rudigier. Als Montafoner ist ihm das Humorgeschehen in abgelegenen Tälern Vorarlbergs wohl nicht unbekannt. Nun hatte er die Chance, es einer größeren Öffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen. Warum er sich zu diesem Behufe aber eines neu errichteten 35-Millionen-Hauses bedienen musste, statt den wesentlich kostengünstigeren Stammtisch im nahen Gasthaus Hirschen zu nutzen – diese Frage kann nur er selbst beantworten. Vielleicht demnächst in der KULTUR. ■

Lange Dauer? – nein, danke. Zeitgeschichte als Kurz-Schluss

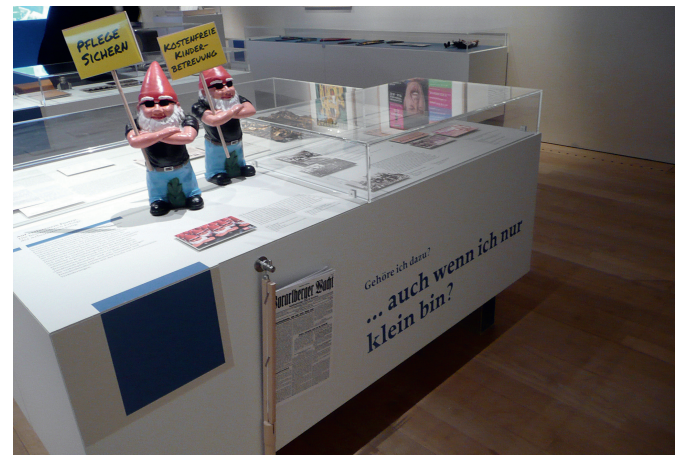
Kurt Greussing

Wer die neue Vorarlberg-Ausstellung im Landesmuseum durchschritten hat, sollte um wesentliche Einsichten reicher sein. Denn er oder sie musste sich drei Fragen stellen: „Wer bestimmt über mich?“, „Was mache ich hier?“ und „Wer bin ich?“, bevor der Selbstfindungsparcours mit einer nicht weniger fundamentalen vierten Frage endet: „Gehöre ich dazu?“ Die Antwort, das sei vorweggenommen, lautet: sowohl – als auch. Das hängt mit der Gestaltung von allerhand Themenstationen zusammen, deren Zusammenhang sich dem Besucher entweder erschließt oder auch nicht.

Revival der Vitrine

Eines ist der Vorteil dieser Ausstellung: Sie tabuisiert nichts und lässt kein Thema aus: Politischer Katholizismus, NS und Austrofaschismus kommen ebenso zur Sprache wie Gastarbeiter-Migration, Trachtenideologie vor und nach 1945, volkstümlicher Katholizismus oder islamische Bestattungssitten. Sie stellt Paradigmen der traditionellen Landesgeschichtsschreibung zur Disposition – Alemannenland Vorarlberg, ethnische Homogenität, einheitlicher Kultur- und Politikraum, urdemokratische Verfassung usw. Das ist ein großer und zu würdigender Fortschritt, vor allem auch im Vergleich zu Landesmuseen wie etwa dem Salzburger, das die Schau gezielt am Vorabend des Ersten Weltkriegs enden lässt, um sich nur keinen zeitgeschichtlichen Fragen, die Kontroversen auslösen könnten, stellen zu müssen.

Die Ausstellung will unterschiedliche, konfligierende Sichten auf die Landesgeschichte darstellen, divergierende Zugänge „zur Diskussion stellen“ und neue Perspektiven eröffnen. Aber die Ausstellungsmacher hätten schon genug damit zu tun gehabt, dem Stand der landesgeschichtlichen Forschung einigermaßen gerecht zu werden. In Wirklichkeit fallen sie an vielen Stellen hinter das zurück, was aufgrund des gegenwärtigen Forschungsstandes thematisch hätte ausgeführt werden können: besonders die Langzeitgeschichte des politischen Katholizismus von den 1850er bis in die 1970er Jahre, die als solche überhaupt nicht thematisiert



Wächter über die Flachware: Wahlkampfzwerge sorgen für Gegenwartsbezug.

wird, die Vorgeschichte und die Herrschaft des Austrofaschismus, weiters die Geschichte des Liberalismus in Vorarlberg und seine Absorption durch das „nationale Lager“, das dem Nationalsozialismus den Weg bereitete, und schließlich Weiterwirken und Wandel aller dieser Strömungen bis in die Gegenwart.

Stattdessen entschieden sich die Ausstellungsmacher, wie in den anderen Sektionen dieser Schau auch, für ein kleinteiliges Vitrinenzpuzzle und ein Band zusammengewürfelter Biografien an der Innenwand der beiden Säle. Das bietet zu allem ein bisschen, doch zu nichts mehr als ein paar Häppchen.

Verzicht auf „große Narrative“

Es gibt in der Ausstellung keine Ausarbeitung thematischer Linien, die das 19. und 20. Jahrhundert überspannen, wie politische Geschichte oder Wirtschaftsgeschichte, ja nicht einmal die Entfaltung der Vorarlberg-Ideologie. Alles wird nur rasch angerissen und dann liegengelassen. Längere Themenlinien müssten sich die Besucher aus den verstreut auffindbaren Objekten und Textinformationen selbst zusammenkomponieren – wenn sie dazu Lust haben und in der Lage sind. Sie kommen bei dieser Art von Didaktik – man klaube sich zusammen, worüber man gerade stolpert – aus der Ausstellung wahrscheinlich mit demselben Informationsstand heraus, mit dem sie hineingegangen sind.

Will man als Besucher thematisch Zusammenhängendes und zeitlich weiter Ausgreifendes erfahren, etwa zur Geschichte des Liberalismus, der Sozialdemokratie, des Nationalsozialismus oder auch nur des Kraftwerkbbaus und des Tourismus, so darf man sich auf eine Schnitzeljagd quer durchs Gelände begeben, um die Zusammenhänge, aus denen die Einzelinformationen zwecks „Dekonstruktion“ und neuer Assoziation herausgelöst worden sind, wieder herzustellen. So wird beispielsweise nirgendwo deutlich, warum sich die politische Landschaft Vorarlbergs ab den 1860er Jahren so dynamisch entwickelt hat – weil die politischen und die wirtschaftlich-technischen Ursachen dieser Entwicklung völlig ausgeblendet werden: etwa die Verfassung von 1867, die damit ermöglichte Entfaltung des Presse- und des Vereinswesens, oder die Verkehrsbauten, vor allem der Eisenbahnbau (Vorarlberg-, Arlberg-, Wälder- und Montafonerbahn), der überhaupt zum ersten Mal auch den ärmeren Teilen der Bevölkerung (z.B. den Lehrern) eine landesweite politische Kommunikation ermöglichte.

Lediglich die Geschichte der Sozialdemokratie wird bis in die Gegenwart heraufgeführt (weil Gartenzwerge aus dem Landtagswahlkampf 2014 zur Verfügung standen). Dass die katholisch-konservative und spätere christlich-soziale Partei programmatisch und personell die Vorläuferin der heutigen ÖVP war und dass das frühere liberal-antiklerikal-deutschnationale Lager in der heutigen FPÖ aufgegangen ist, erfährt man genauso wenig wie irgendetwas zur Geschichte der grün-alternativen Bewegung. Letztere ist umstands- und mitleidlos mit der Neugestaltung der Ausstellung abgeräumt worden.

Thematisch ist die Schau nun eine Anhäufung einzelner Module in Form von Vitrinen. Innerhalb der „Strukturabteilungen“ („Wer bestimmt über mich?“, „Wer bin ich?“ etc.) gibt es in der Anordnung dieser Module eine leidliche Chronologie. Der frühere Glaube, man könne das Material unter Verzicht auf jedwede zeitliche Abfolge präsentieren und die Ausstellung könne zwecks „Dekonstruktion“ aus jeder beliebigen Richtung (also auch „von hinten“) begangen werden, hat sich als unsinnige und unpraktikable Phantasie herausgestellt.

Das Prinzip ist nun: pro Vitrine ein Thema. So bekommt jeder gleich viel – egal ob es sich um Vorarlberg-Nippes und den islamischen Friedhof oder um die Darstellung politischer Bewegungen, nicht zuletzt der nationalsozialistischen, handelt.

Ständestaat und Nazizeit im Schnelldurchlauf

Noch nie ist in der neueren Historiografie Vorarlbergs die NS-Herrschaft so flott abgehandelt worden wie jetzt im Vorarlberg-Museum: 3 Objekte – 1 Benger-Unterleibchen für den Reichsarbeitsdienst (RAD), 1 Volksempfänger, 1 KZ-Anzug (gut gebügelt) – und 6 postkartengroße Foto-Repros. Zumal der KZ-Anzug ist ein ziemlich untaugliches Objekt, denn er ist ein Nachkriegsprodukt, das bei Erinnerungskundgebungen getragen wurde. Er wirkt gewaschen und gebügelt wie ein Spitalspyjama. Insgesamt ist das eine Darstellung, die dem Gewicht dieses Themas in der Landesgeschichte weder gestalterisch noch konzeptionell gerecht wird.

Überhaupt versäumt dieser Teil der Schau, die medialen Innovationen des NS – Rundfunk, betriebliche Rundfunkpappe, Filme, Plakate, moderne Presse – anhand von Objekten deutlich zu machen. Auch die Fotografie – besonders die Kriegsfotografie – würde zu diesen Medieninnovationen gehören. Doch nichts davon, obwohl Material im Überfluss vorhanden wäre. Diese NS-Vitrine ist museologisch eine Bankrotterklärung.

Dasselbe gilt für die Vitrine zum Austrofaschismus bzw. zum Ständestaat. Was waren überhaupt die wesentlichen Elemente des Austrofaschismus? – Diese Frage bleibt – wie im Falle aller anderen präsentierten weltanschaulichen Bewegungen (Liberalismus, Sozialdemokratie, politischer Katholizismus, Nationalsozialismus) – unbeantwortet. Die Vitrinen-Aufschrift „Nur wenn ich an den richtigen Gott glaube“ ist als Motto für den Austrofaschismus albern und unverständlich. Denn in der Vitrine selbst geht es gar nicht um die Frage der Rekatholisierung, die der Austrofaschismus in der Tat als Teil seines Programms angestrebt hatte.

Man verlässt diese Ausstellung, ohne einen Hinweis bekommen zu haben, um welche zentralen Positionen zwi-

schen den weltanschaulichen Lagern gestritten wurde und was der Kern ihrer Differenzen im Hinblick auf ihr „Vorarlberg“-Bild denn nun war.

Bauernschlächter Elmar Grabherr?

Eine besondere Sicht auf die Vorarlberger Geschichte hält eine Vitrine mit dem Titel „Ausgrenzung und Verfolgungen“ bereit. Sie präsentiert vier nebeneinanderliegende Texte: zum „Bauernschlächter“ Mark Sittich von Ems – zur Verfolgung von 1848er-Demokraten – zum christlichsozialen Antisemitismus – und zum „Alemannenerlass“ von Elmar Grabherr, und das in dieser Reihenfolge. Also ein Bogen von Massakern an revoltierenden Bauern 1525 über die antisemitische Propaganda um 1900 zur Zuwandererdiskriminierung in den 1960er Jahren. Dass der Grabherr-Erlass laut beschreibendem Text gefälscht sein soll, macht die Sache vollends absurd.

Das alles sind nicht vom Materialaufkommen gebotene, sondern von den Ausstellungsmachern gefällte Entscheidungen. Am mangelnden Platz kann die dünne Behandlung der Zwischenkriegszeit und des Nationalsozialismus jedenfalls nicht gelegen sein (der Erste Weltkrieg und die prägenden Anfangsjahre der Republik fehlen ganz). Denn sonst hätte man gut und gerne auf eine ganze Vitrine mit „Ländle“-Schnickschnack aus Vorarlberg, Baden-Württemberg, Liechtenstein und dem Elsaß verzichten können, ebenso auf eine ganze Doppelvitrine mit angeblich kritischer Reflexion des Trachtenwesens, das auf ein paar wenig kleidsame Objekte beschränkt bleibt. Auch eine weitere Vitrine zum Thema „Volksfrömmigkeit? Katholischer Glaube an der Basis“ verschafft keinerlei sinnvolle Einsicht und hätte unbefüllt bleiben können: Weder wird an allerhand Gotteslößern, Rosenkränzen und Pfarrerlis-Spielzeug klar, was denn der Glaube an der Basis war und wodurch er sich vom kirchlich vorgeschriebenen unterschied, noch weiß man, aus welcher Zeit die Objekte überhaupt stammen und von wem sie verwendet wurden.

Fazit: lieber lesen!

Den Ausstellungsmachern ist es weder gestalterisch noch inhaltlich gelungen zu zeigen, wie Vorarlberg – als politische und wirtschaftliche Lebenswelt – bis heute entstanden ist. Überwiegend Flachware, darunter jede Menge kleiner Dokumenten- und Fotorepros, besiedelt die immer gleichen Vitrinen. Wie man so etwas anders und besser macht, hätte man von der Franz-Michael-Felder-Ausstellung des Jahres 2014 lernen können, die ja im selben Haus stattgefunden hat.

So wirkt denn diese Ausstellung schwächer und blasser als die zugrundeliegende historiografische Literatur – ein paradoxes Ergebnis. Markus Barnays „Erfindung des Vorarlbergers“ von 1988 schafft immer noch ungleich mehr Spannung als diese Schau – allein in dem Kapitel, in dem der Autor die Rassenkundler vorführt, die dem Vorarlberger Alemanen mittels Vermessung von Totenschädeln zum Leben verhelfen wollten. Was wäre das für ein Thema in einer Ausstellung gewesen! Detto Meinrad Pichlers neue „Geschichte Vorarlbergs“ 1861-2015, die zeitlich parallel zur Vorbereitung dieser Ausstellung entstanden ist – sie sollte lesen, wer das Making-of Vorarlbergs wirklich plastisch erleben möchte. ■

Vorarlberg – ein Messing-up

Kurt Greussing

Es gibt viele Zeiten: die Bahnzeit, die Weltzeit, die Lokalzeit, die Frühstückszeit. Es gibt hektische Zeiten und es gibt langweilige. Und es gibt die Museumszeit.

Die Museumszeit ist eine Spezialform der langsamen Zeit, jedenfalls dann, wenn man vom Vorarlberg-Museum eine Auskunft zur Geschichte der Kernaussstellung des Hauses „Vorarlberg – ein Making-of“ erhalten möchte. Da es sich bei dieser Ausstellung erklärtermaßen um ein „Work in progress“ (zu Deutsch: eine Dauerbaustelle) handelt, wäre es ja nicht uninteressant zu erfahren, wo und wie sich denn der Progress dieses Works nachvollziehen lässt.

Um eine Auskunft zu dieser und zu anderen Fragen zu erhalten, braucht man eines: Zeit. Ein Ersuchen vom 12. Oktober 2015 an den Direktor des Museums, einen Zugang zum Archiv der Ausstellung zu ermöglichen, damit Werkfotos, Layout-Pläne, schriftliche Konzepte und anderes Material eingesehen werden können, bleibt fünf Monate lang – nämlich bis zum Redaktionsschluss der vorliegenden KULTUR (15.03.2016) – unerfüllt. Detto der Wunsch, Verbindliches zu einem möglicherweise geplanten Katalog, zur Herausgabe von Info-Blättern, zur Online-Stellung der Ausstellungstexte oder zur schriftlichen Dokumentation der landesgeschichtlichen Veranstaltungsreihe „Freitags um 5“ mitgeteilt zu bekommen. Auch das eine oder andere Erinnerungsmail, selbst an den Geschäftsführer der Kulturhäuserbetriebsgesellschaft, führt zu keiner Beschleunigung der Vorarlbergmuseumszeit. *Assim passa o nosso tempo*, pflegt man im portugiesischsprachigen Afrika bei ähnlichen Erlebnissen mit der Bürokratie gottergeben zu sagen. So vergeht unsere Zeit.

Antwort freitags um 5

Womit geht man aus dieser Ausstellung hinaus? – Mit buchstäblich nichts: ohne detaillierten Prospekt, ohne Info-Blätter, ohne Katalog, nicht einmal mit ein paar Angaben zu den Inhalten der Ausstellung auf der Website des Museums. Dieses schütterte Ergebnis wirkt umso deprimierender, als ja die Ausstellung im Zuge ihrer Besichtigung die Beantwortung ganz existenzieller Fragen versprochen hat: „Wer bestimmt über mich?“, „Was mache ich hier?“, „Wer bin ich?“, „Gehöre ich dazu?“

Doch für eine allfällig entstehende Sinnstiftungslücke gibt es eine Füllung: die landesgeschichtliche Veranstaltungsreihe „Freitags um 5“. Sie findet seit der Eröffnung der Ausstellung im September 2013 jeden Monat statt und hat es auf bisher (März 2016) 27 Abende gebracht. Die Veranstalter sehen diese Reihe



Womit geht man aus dem Vorarlberg-Museum hinaus? – Mit buchstäblich nichts: ohne detaillierten Prospekt, ohne Info-Blätter, ohne Katalog ...

als Ergänzung zur Ausstellung, damit Besucherinnen und Besucher die Gelegenheit haben, „kritische Fragen, Thesen und Sichtweisen zur Landesgeschichte einzubringen und sie mit dem Projektleiter Markus Barnay, den KuratorInnen und geladenen Gästen zu diskutieren“. Durch die Einbringung neuer Sichtweisen von den Besuchern der Veranstaltung werde sich die Ausstellung verändern. Und es wird versprochen: „Die Ergebnisse werden dokumentiert, weiter erforscht und fließen mitunter in die Ausstellung ein.“

Genau diese Dokumentation der inzwischen 27 Veranstaltungen wollte ich einsehen – mit dem Ergebnis, dass ich einen Einblick in das Zeitverständnis des Museumsdirektors, aber nicht ins Archiv bekam, in welchem sich die Ergebnisse doch befinden müssten.

Was passiert also, wenn die Besucher/innen mit den Museumsverantwortlichen diskutieren, ihre kritischen Fragen gestellt und ihre Thesen und Sichtweisen zur Landesgeschichte eingebracht haben? Wo werden die Ergebnisse dieser Diskussion dokumentiert? Wo sind sie für Kritik und Weiterentwicklung zugänglich? Nirgends – sie verschwinden, wenn sie überhaupt festgehalten worden sind, in den Tiefen irgendwelcher Computer oder in den Schubladen von Privatpersonen.

Diese Veranstaltungsreihe ist somit ein lobenswerter – und ausweislich des Publikumszuspruchs attraktiver – Beitrag zur historischen Volksbildung, doch zweierlei ist sie nicht: Sie ist keine Diskussion der konzeptionellen und gestalterischen Fragen der „Making-of“-Ausstellung. Und sie ist kein Beitrag zur Historiografie, jedenfalls nicht zur aktuellen; vielleicht zur zukünftigen in hundert Jahren, wenn die Tonaufzeichnungen der Vorträge irgendwann einmal ausgewertet werden sollten.

Die Reihe ist auch deswegen keine Kompensation der Defizite der Ausstellung, weil sie ja den allergrößten Teil der Ausstellungsbesucher nicht erreicht. Die werden weiterhin mit einer suboptimalen Schau bedient und haben nichts von den ergänzenden Veranstaltungen.

Vor allem werden nirgendwo in allgemein oder fachöffentlich zugänglicher Weise Ergebnisse festgehalten und zur weiteren Diskussion und Präzisierung angeboten. Möglich wäre dies beispielsweise durch die Online-Stellung von Protokollen und die Einrichtung eines redaktionell betreuten Web-Portals. Die Möglichkeit, auf der Website des Museums ein redigiertes Geschichte-Forum zu etablieren, auf welchem Interessierte (natürlich unter ihrem Klarnamen und nicht, wie die Meinungshelden auf Wikipedia, pseudonym) Positionen zur Ausstellung und zu anderen Aspekten des Museums vorstellen

und Entwicklungen anregen können, wurde bisher nicht genutzt. Selbstverständlich würde das entsprechende Ressourcen erfordern – eine Frage, die der Direktor im Rahmen seiner museumsstrategischen Kompetenz zu lösen hätte.

Für die Ausstellung hat diese Veranstaltungsreihe „Freitags um 5“ jedenfalls keinerlei Konsequenz. Sie ist kein Ersatz für die fehlende Behebung der Defizite der Ausstellung. Und in historiografischer Hinsicht sind diese Veranstaltungen allesamt eine Null-Meldung. Sie sind dem Flatus beim Waldspaziergang vergleichbar: kurzlebige Duftmarke, keinerlei nachhaltige Wirkung.

Katalog? – Fehlanzeige

Was ebenso schmerzlich fehlt: ein Katalog, der eine Erschließung der in der Ausstellung per „Dekonstruktion“ zerrissenen geschichtlichen Zusammenhänge wenigstens durch nachträgliche Lektüre ermöglicht; ein Exposé (Leitfaden), das auf einigen Seiten zumindest die Idee(n) der Ausstellung zu vermitteln versucht; eine Sammlung der Raum- und Objekttexte, wenigstens im Internet. Kurz: es fehlt ein „Reading of the Making“.

Selbst zweieinhalb Jahre nach der Eröffnung sind die Ausstellungstexte nicht einmal als Begleitmaterial oder als PDF-Download erhältlich. Was sollen Besucher mit einer komplexen und materialreichen Ausstellung anfangen, wenn sie nicht einmal die wichtigsten Daten zum Nachlesen mit nach Hause nehmen können? Die erratische Auswahl an Vorarlberg-Literatur, die sich zum Kauf im Foyer des Museums findet, ist jedenfalls kein Ersatz für eine Katalog-Publikation, die die Themen und das Material der Ausstellung in angemessener Form wissenschaftlich darstellt.

Das gilt übrigens auch für die inzwischen beendete Töne-Ausstellung „Sein & Mein“: Die Begleitpublikation ist ein dünnes Bändchen mit persönlichen Impressionen eines Schriftstellers über Besuche bei den Informanten, aber keinerlei Dokumentation der Oral History, die in den Tondokumenten der Ausstellung erschlossen wurde. Also auch hier die Frage: Was bleibt? Was konnten Besucher mit nach Hause nehmen?

Das Publikationswesen zur Ausstellung fällt somit weit hinter den Standard heutiger Museen zurück. Dabei wäre es höchst sinnvoll, wenn es zumindest eine themenorientierte Begleittextsammlung gäbe. Man kann das gut am Beispiel der Texte zur Vorarlberger Arbeiterbewegung studieren, die zur entsprechenden Ausstellung 1984 entstanden sind und die sich heute noch (als Internet-Download - tinyurl.com/Bregenz1984) eines guten Zuspruchs erfreuen. Der Autor dieser Texte war übrigens Markus Barnay.

Natürlich sind in einem Museum die Mittel immer knapp. Doch es ist eine museumspolitische Entscheidung des Direktors, wofür Personal und Finanzen jeweils eingesetzt werden. Und da hat sich Andreas Rudigier entschlossen, ein paar durchaus sympathischen Bregenzer Bildungsbürgern lieber ab und zu einen netten musikalischen Mittag oder Abend zu beschenken, die große Zahl der Ausstellungsbesucher jedoch ohne jede nachlesbare Information, sei's gedruckt oder digital, nach Hause gehen zu lassen.

Der Flädlesuppenteller

Als ich Mitte der 1970er Jahre die Türkei bereiste, war eines für mich als (damals) des Türkischen vollkommen unkundigen

Menschen erfreulich: die englischen Beschriftungen in ost-anatolischen Provinzmuseen. Die UNESCO hatte da zusammen mit den türkischen Museumsleuten ein gutes Werk vollbracht. Ein ähnlich gütiges Schicksal ist heutzutage einem deutschunkundigen Besucher des Vorarlberg-Museums nicht beschieden. Außer den fünf Raumtexten der Ausstellung wird er oder sie nichts auf Englisch finden. Doch schon um 90 Euro bekommt man einen entsprechend sprachkundigen Führer – wenn man sich 14 Tage vorher anmeldet.

Mit einem solchen Museum möchte Bregenz europäische Kulturhauptstadt werden. Es wäre gut, wenn die Verantwortlichen sich aufmachten, ein wenig über den Flädlesuppentellerrand hinauszusehen.

Befund: Dementia musealis

Natürlich hat ein Museum nicht nur die Aufgabe, Geschichte zu dokumentieren – auch seine eigene. Nur: völlig darauf verzichten sollte es auch nicht. Doch genau das tut das Vorarlberg-Museum (das sich unsinnigerweise klein schreibt, obwohl es das größte des Landes ist). Es hat sich zu einem Museum ohne Gedächtnis gemacht: Eine Dokumentation der Reihe „Freitags um 5“ sucht man auf der Website des Hauses vergeblich; selbst eine Liste der bisherigen Veranstaltungen ist nicht auffindbar. Die Publikationen des Museums werden auf der Website nur für die Ära Rudigier seit der Wiedereröffnung 2013 verzeichnet. Hat es vorher nichts gegeben? Vonbank? Swozilek? Auch Natter? Auf dem Büchertisch im Foyer gibt es noch die eine oder andere einsame Veröffentlichung aus jener fernen Zeit, doch scheint das meiste verschüttet oder veramscht. Nirgendwo eine Dokumentation der wechselvollen und reichhaltigen Geschichte des Hauses: Amnesie.

Das Vorarlberg-Museum ist zur größten Geschichtsmaschine des Landes geworden. Und es ist dabei, seine eigene Geschichte zu vergessen.

Die Lösung? – Eisengasse 40

Alles hätte sich ganz einfach lösen lassen. Es gibt eine Sammlung von vielen Zehntausenden Objekten, die prall von der Geschichte Vorarlbergs im 19. und im 20. Jahrhundert berichten. Ohne jeden Text, doch für jedermann und jedefrau verständlich. Alles in 3D, somit ohne die museologisch unerfreuliche Flachware. Geschichte super dekonstruiert, völlig chronologiefrei, also ganz *à la mode*, doch erzählerisch so intensiv, dass man guten Gewissens von einer „dichten Beschreibung“ sprechen kann. Katholische Devotionalien, Schallplatten von Freddy Quinn über Peter Kraus bis Karel Gott zum Niederknien, alemannische Schlafzimmereinrichtungen zum Dahinschmelzen, Küchengeschirr und Madonnenbilder. Alles darf man anfassen, manches sogar mitnehmen. Es ist eine spontane Dokumentation verflorenen Zeitgeists: So haben die Vorarlberger/innen geliebt und gelebt. Das Ganze bei freiem Eintritt, ohne einen einzigen Groschen öffentlicher Subvention und mit einer gendergerecht besetzten Doppelspitze im Direktorat.

Diese Schau hätte alles geboten, was die „Making-of“-Ausstellung des Vorarlberg-Museums nur versprochen hat und womit sie krachend gescheitert ist.

Die Sammlung befindet sich in Dornbirn in der Eisengasse Nummer 40, in einem alten Fabriksgebäude. Es ist Vorarlbergs größter und bestsortierter Altwarenladen – mit dem schönen Namen „Ventilator“.